

Navid Kermani

## Die Nackten und die Hunde

Ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin



Am 27. November 1967 kam ich als vierter Sohn iranischer Eltern in Siegen zur Welt. Mein Studium der Islamwissenschaft, Philosophie und Theaterwissenschaft führte mich nach Köln, Kairo und Beirut, bevor ich es im Frühjahr 1998 in Bonn mit der Promotion abschloss. Anschließend war ich Lehrbeauftragter am Orientalischen Seminar der Universität Bonn. Unter meinen Veröffentlichungen sind: *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran* (München, 1999); *Iran. Die Revolution der Kinder* (München, 2001); *Das Buch der von Neil Young Getöteten* (Zürich, 2002). In den vergangenen Jahren habe ich immer wieder am Theater gearbeitet, zuletzt als Dramaturg am Theater an der Ruhr in Mülheim und am Schauspielhaus Frankfurt. Als Fünfzehnjähriger habe ich angefangen, für die Siegener Lokalredaktion der *Westfälischen Rundschau* zu schreiben. Später bin ich bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gelandet, die mir nach dem Studium einen Vertrag anbot. Im Sommer 2000 habe ich dort gekündigt. Heute schreibe ich für verschiedene Tageszeitungen, Zeitschriften und Rundfunksendungen. Seit 1998 besitze ich neben der iranischen auch die deutsche Staatsangehörigkeit. Ich bin mit der Iranistin Katajun Amirpur verheiratet und stolzer Vater einer Tochter. – Adresse: Hansaring 94 b, 50670 Köln.

Als erstes drängt es mich, eine Feststellung zu korrigieren, die ich im Abschlussbericht meines weltberühmten Kollegen und väterlichen Freundes, des indischen Indologen Professor Chatterjee, gelesen habe. Da er mich durch eine Erwähnung geadelt hatte, gab Professor Chatterjee mir seinen Bericht freundlicherweise vorab zur Lektüre, doch als ich eine einzige, minimal erscheinende Änderung vorschlug, die allein der wissenschaftlichen Objektivität gedient hätte,

schlug sein morgenländischer Großmut flugs um in die eingeborene Ignoranz eines orientalischen Despoten (Orientalismusdebatte!). Obwohl ich meinem Protest durch Tabellen und archivierte Presseartikel Substanz verlieh (deutsche Gründlichkeit!), konnte ich ihn nicht zur Korrektur bewegen, weshalb ich nunmehr meinen eigenen Bericht für eine Gegendarstellung nutzen muss, um zukünftige Generationen von Fellows und Historikern vor einem falschen, ja vorsätzlich gefälschten Bild unseres Jahrgangs zu bewahren.

Anders als Professor Chatterjee behauptet, war mein vergangenes akademisches Jahr am Wissenschaftskolleg nicht durch regelmäßige Niederlagen meines Lieblingsvereins, des 1. FC Köln, gezeichnet; im Gegenteil zeichnete sich das Jahr, das Saison zu nennen ich nicht anstehe, durch einen überraschend positiven Verlauf aus: Nachdem uns ein imperialistisches Großkonglomerat aus Bayern, Bayer und Kirch gezwungen hatte, volle zwei Jahren in der kleinen Verborgenheit (schiitisch: *ghaibat-e saghir*) der zweiten Bundesliga auszuharren, widerlegte der FC im ersten Jahr seiner Wiederkehr die brahmanischen Seher in der Villa Jaffé, die einen neuerlichen Abstieg vorausgesagt hatten. In der Mutter aller Schlachten besiegten wir sogar beinahe Bayern München, diesen Ausbund der Weltarroganz (islamistisch: *takobbor-e dschahâni*). Gelegentliche Niederlagen trüben das Gesamtbild nicht und sind für einen schiitischen Fußballextremisten in gewisser Weise sogar das Salz in der allsamtäglichen Suppe.

Es sind Erlebnisse wie diese, die mich als Bilanzierenden in die pure Resignation zu stürzen drohen. Wenn man nach Ablauf eines Studienjahres seine Kollegen nicht einmal darüber aufzuklären vermocht hat, dass der eigene Fußballverein 1. (!) FC Kö(!)n heißt und nicht bloß FC Köln, zweifelt man nicht nur an seiner eigenen Vermittlungskraft, nein, man stellt den Sinn des interdisziplinären und transkulturellen Wissenschaftsaustausches überhaupt infrage. Dabei habe ich auch Erfolge aufzuweisen. Immerhin ist es mir schon nach wenigen Monaten gelungen, von meinen Kollegen nicht mehr für die studentische Hilfskraft gehalten zu werden. Zwar habe ich es nie in die seriöse germanische Wissenschaft gebracht, aber vom Katzentisch der Drittweltfellows hat mich niemand vertrieben. Nicht mehr mit Kaffeeholen beschäftigt, hätte ich mich fortan der akademischen Arbeit widmen können, wenn mir nicht immer neue Verpflichtungen aufgebürdet worden wären. Um mich für ausbleibende wissenschaftliche Erfolge zu rechtfertigen, schildere ich die Mühen eines durchschnittlichen Tages am Wissenschaftskolleg:

9.15 Uhr: Nachdem ich meine zweijährige Tochter zur Tagesmutter gebracht und die erste Etappe meiner täglichen Fahrrad(tor)tour überstanden habe, sinke ich in meinen Bürostuhl, der weicher und nicht viel kleiner als mein Bett ist (wenn meine Mutter mich gesehen hätte, wie ich im Chefessel verschwinde, hätte sie zugegeben, dass aus mir doch noch etwas geworden ist).

10.00 Uhr: Es gelingt mir, den Finger an den Anschaltknopf meines Computers zu heben.

10.15 Uhr: Ich beginne, meinen zimmergroßen Schreibtisch nach dem Zettel mit den diversen Passwörtern abzusuchen.

10.45 Uhr: Ich rufe Professor Subrahmanyam an und frage ihn nach meinen Passwörtern. Professor Subrahmanyam ist der Alleswisser unter uns, ein weltberühmter indischer Indologe, der Blues spielt und bei der Karnevalsfeier des Kollegs als Karl Marx auftrat, ohne sich verkleidet zu haben. Ich verspreche ihm, den Zettel mit den Passwörtern aufzuschreiben, und lege den Zettel auf meinem Schreibtisch ab.

10.50 Uhr: Professor Subrahmanyam betritt mein Büro und ertappt mich, wie ich gerade mit einer Chatpartnerin über die ästhetische Rezeption performativer Aktualisierungen in schiitischen und rheinländischen Kulturen fachsimpele. Er weist darauf hin, dass die Passwörter von der Computerabteilung stammen, meine Aktivitäten im Netz also jederzeit überwacht werden könnten. Daher bittet er mich, entweder die Änderung meines Passwortes zu beantragen oder nur von der Wohnung in der Heydenstraße aus zu chatten. Ich fürchte mich vor neuen Passwörtern nicht weniger als vor der Überwachung durch meine Frau und weise Professor Subrahmanyam darauf hin, dass ein Ruf noch existieren muss, um zerstört werden zu können. (Man mag es kaum glauben, aber es war mir tatsächlich gelungen, unter den Fellows den Ruf eines ernsthaften jungen, etwas humorlosen Forschers zu gewinnen, der sogar die Karnevalsfeier auslöst, aber speziell diese Episode ereignete sich, als dieser Ruf längst ruiniert war, und das kam so: Mehrere Mitarbeiter des Wissenschaftskollegs hatten mich unbemerkt beobachtet, als ich während des Konzertes von Neil Young in der Waldbühne außer Rand und Band geriet, die Beine wie ein wildes Pferd in den Boden stemmte, den Oberkörper wie ein Exorzist schüttelte und das Gesicht wie zu einer Schreitherapie verzerrte [hören konnten sie es natürlich nicht, obwohl die Mitarbeiter nur wenige Meter hinter mir saßen, dazu war die Musik zu laut [[an dieser Stelle mein Tip für zukünftige Fellows: Wähne dich nie unbewacht, nicht einmal bei *Maria am Ostbahnhof!*]] [[[Wenn ich diesen Bericht schon nicht

durch Unterpunkte und Apparat entstelle, muss ich ihn doch wenigstens durch Doppelt- und Dreifach-Klammern auf ein allgemein akzeptables wissenschaftliches Niveau stemmen]]]])).

11.00 Uhr: Professor Subrahmanyam sinkt in den weniger eindrucksvollen Gästestuhl. Als ich ihn frage, ob er einen Tee trinken möchte, deutet sich inmitten seines Bartes ein Nicken an.

11.35 Uhr: Professor Subrahmanyam bestätigt durch ein ange-deutetes Nicken, dass das Leben ihn heute nicht erfreue.

12.05 Uhr: Nachdem ich eine halbe Stunde meine bisherigen Ver-suche resümiert und die verbliebenen Möglichkeiten erwogen habe, Professor Subrahmanyam doch noch zu einem ausgeglichenen sozia-len Leben in Berlin zu verhelfen, kommen wir auf Professor Shul-man zu sprechen, dem weltberühmten israelischen Indologen, der trotz monatelanger Abwesenheit etwa fünfmal so viele Dienstags-kolloquien moderieren durfte wie wir beide zusammen (nämlich zwei, eines davon mein eigenes). Gemeinsam beklagen wir die Ungerechtigkeit, dass manchen Menschen die Sympathien ihrer Mitmenschen nur so zufliegen, während uns nichts übrig bleibt, als uns am Katzentisch zu betrinken.

12.30 Uhr: Wir beginnen darüber zu debattieren, ob wir um 12.30 Uhr (wie Professor Subrahmanyam es möchte) oder um 13.30 Uhr (wie ich es vorziehe) Essen gehen, auf den ersten oder auf den letz-ten Drücker.

13.25 Uhr: Noch immer debattierend, ziehen Professor Subrah-manyam und ich von der Villa Jaffé neun Hausnummern weiter zum Hauptgebäude.

13.35 Uhr: Während wir jeweils etwa drei Kilo Schweinefleisch verzehren, beobachten wir Professor Shulman im Gespräch mit neun der jungen Damen, die ich im Rahmen des sozialen Aktivitäts-programms nacheinander Professor Subrahmanyam vorgestellt hatte. Wir trösten uns damit, dass Professor Shulman bei der Karne-valsfeier als Groucho Marx aufgetreten ist, ohne sich verkleidet zu haben. Professor Tenorio Trillo, der weltberühmte mexikanische Mexikanist, der ebenfalls an unserem Tisch sitzt, hat sich seinen ach-ten Kaffee geholt, nur damit er wieder melancholisch lächelnd an Professor Shulmans Tisch vorbeischleichen konnte.

14.30 Uhr: Beim Tischtennis gelingt es mir, Professor Subrah-manyam in der Großmutter aller Schlachten beinahe ein Remis abzu-trotzen (0:21, 0:21, 1:21). Professor Rao, ein weltberühmter indi-scher Indologe, findet meine Spielweise ästhetisch ansprechender.

14.45 Uhr: Der barmherzigen Frau Sanders gelingt es, unseren halb zugefallenen Augen zu entnehmen, dass wir nach der sportli-

chen Hochleistung und dem Verzehr von je drei Kilo Schweinefleisch nicht mehr in der Lage sind, zu Fuß in die Villa Jaffé zurückzukehren, und bestellt Professor Rao, Professor Subrahmanyam und mir ein Großraumtaxi.

14.50 Uhr: Professor Rao unterhält sich mit dem kurdischen Taxifahrer über sambische Liebeslyrik, während Professor Subrahmanyam schnarcht. Um mich in die Diskussion einzubringen, sage ich dem Fahrer, dass ich ein weltberühmter iranischer Iranist sei.

17.30 Uhr: Professor Tenorio Trillo beendet meinen Mittagsschlaf durch einen Anruf und erinnert daran, dass wir zum Squash verabredet sind.

17.45 Uhr: Während der Fahrt zum Squashcenter klärt mich Professor Tenorio Trillo über die massive körperliche Beanspruchung auf, die ein lateinamerikanisches Liebesleben mit sich bringe, und baut seiner bevorstehenden Niederlage durch die Behauptung vor, momentan nicht einmal einen Schläger heben zu können.

18.00 Uhr: In der Umkleidekabine des Squashcenters angekommen, fällt mir ein, dass ich aus Versehen schon wieder mein Portemonnaie im Büro liegen gelassen habe. Professor Tenorio Trillo findet das langsam nicht mehr lustig. Ich entschuldige mich durch den Hinweis auf meine kulturelle Prädisposition (in Isfahan ist Geiz eine Zier) und warne ihn, einem kolonialen Verhaltensuniversalismus zu verfallen. Eine kurze, aber hitzige Diskussion über postkoloniale Geschichtsschreibung entzündet sich, die Professor Tenorio Trillo beendet, als er sich selbst der Lüge überführt und beweist, dass er seinen Schläger sehr wohl in die Höhe zu heben und sogar gegen meinen Kopf zu schmeißen fähig ist.

18.13 Uhr: Professor Tenorio Trillo fällt ein, dass er sofort nach Hause zurückkehren muss, um für seine mexikanische Besucherin zu kochen. Außerdem seien ihre Blusen noch ungebügelt. Nicht einmal zu duschen bliebe Zeit, da schon die geringste Verspätung ihren aztekischen Zorn zum Ausbruch brächte.

18.14 Uhr: Vor der Kasse stehend, fällt Professor Tenorio Trillo ein, dass auch er sein Portemonnaie vergessen hat. Er lächelt die Angestellte des Squashcenters melancholisch an.

18.18 Uhr: Mit dem Auto vor die Schranke des Parkhauses vorgefahren, fällt uns ein, dass wir das Parkticket nicht bezahlt haben.

18.35 Uhr: Die Angestellte des Squashcenters lächelt Professor Tenorio Trillo spöttisch an und schüttelt den Kopf.

18.45 Uhr: Professor Tenorio Trillo schreitet in kurzer Sporthose schnellen Schrittes auf dem Ku'damm in Richtung des Grunewaldes und erschreckt die Passanten durch spanische Flüche, die aber

eigentlich an mich adressiert sind, der ihm in sicherem Abstand folgt.

20.15 Uhr: Weltberühmte Fachvertreter aus verschiedenen Disziplinen kommen zu Besuch und schicken mich in die Küche, um ungestört darum zu konkurrieren, mit meiner Tochter malen zu dürfen.

21.45 Uhr: Ich trete aus der Küche und kündige an, dass der Reis in spätestens drei, vier Stunden fertig sei.

2.30 Uhr: Die Platte Reis auf den Händen, trete ich ins Wohnzimmer, wo sich mir ein Anblick wie nach einem kollektiven Sektenselbstmord bietet: Professor Subrahmanyam sitzt mit der Gitarre auf dem Stuhl und singt zweihundert Jahre alte Blueslieder, während die übrigen Gelehrten und meine Frau auf dem Teppichboden oder dem Sofa schlafen. Meine Tochter tanzt.

3.00 Uhr: Meine Tochter bringt mich zu Bett, um den Rest der Nacht ungestört Blues tanzen zu können. Ich weise sie auf sambisch darauf hin, dass ich ein weltberühmter mexikanischer Israelit sei.

Man sieht also: Es waren ausgefüllte Tage, die für eine wissenschaftlichen Betätigung einfach keine Zeit ließen. Aber nicht nur das lustige Leben am Kolleg, sondern auch die Stadt Berlin trug zu einem rundherum gelungenen Aufenthalt bei, indem sie mich immer wieder aufs Neue in des Schiiten liebsten Zustand versetzte: Furcht & Schrecken. Da waren vor allem die Millionen Hunde mit ihren bellenden Herrchen und Frauchen, die mich auf Schritt und Tritt verfolgten, den Kot gleich Minen auslegten und mir noch jeden Badesee im Grunewald abspenstig gemacht hätten, wenn ich nicht schon vor der Masse nackter männlicher Eingeborener, die sich ungeachtet ihres Alters sämtlich in der Brunftzeit zu befinden schienen, geflüchtet wäre. Ein rundherum gelungener Aufenthalt, wirklich, eine Zeit, so spannend, dass ich mich glatt weigerte zu gehen. Meine Drohung, mich an der Antenne des Wissenschaftskollegs festzuketten, zeigte noch keine Wirkung, aber als ich ankündigte, Mitschnitte unserer dienstäglichen Kolloquien der Öffentlichkeit zuzuspielen, wurde ich tatsächlich zum Long Term Fellow befördert. Im nächsten Jahr hoffe ich, mein eigentliches Karriereziel zu erreichen: die Ernennung zum Mobiliar des Wissenschaftskollegs. Dann könnte ich endlich meine Tage als Garderobe oder besser noch als Stuhl im Kolloquium genießen und wäre im Himmel deutscher Gelehrsamkeit, führte ich doch ein Leben als Fußnote.